



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Torrund, Jassy: Heimatsehnsucht : Novelle : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Heimatsehnsucht

Novelle von Jassy Corrund

(Schluß)



rauenlist und Liebe noch über Männerstarrsinn!
Seit den letzten Apriltagen weilte das Ehepaar Sebalduß in einem abseits allen Verkehrs gelegnen kleinen schmucken Dörfchen des östlichen Holsteins, wo es Ruhe, Natur und frische Luft in Fülle gab. Von dieser letzten fast allzuviel, denn die Frühlingstage zwischen Nord- und Ostsee gleichen der Bevölkerung: sie haben etwas Rauhes, Herbes, aber die klare, kühle, von Erdgeruch gesättigte Luft stärkt die Nerven und wirkt sänftigend auf ein krankes Gemüt.

Maria hatte im Verein mit dem Hausarzt und Hans Recklinghaus einen vierwöchigen Urlaub durchgesetzt, zwar gegen den Willen ihres Mannes, aber eine persönliche Audienz beim Regierungspräsidenten gab ihren Wünschen die Erfüllung.

Mit einer Freude, die sie sich kaum Mühe gab zu verbergen, übernahm Frau Kirchspielvogt von neuem Mutterpflichten und schwang sich trotz ihrer stadtbekanntem Schreibfaulheit jeden Abend zu einem genauen Bericht auf, um die ferne Mutter über das Wohlergehn ihrer kleinen Schar zu beruhigen. Allen vieren ging es gut; die Jungen richteten sich prachtvoll auf dem Gymnasium ein und trugen ihre bunten Schülermützen mit so viel Stolz und Entzücken, daß die Pflegemutter wehren mußte, damit sie sie nicht mit ins Bett nahmen. Nur nach langem Zureden gaben sie sich endlich damit zufrieden, sie Abends über den Bettposten zu hängen, um wenigstens des Nachts davon zu träumen, wie Hubert sagte. Auch das Kleinste gedieh unter Frau Kirchspielvogts liebevoller Pflege, und diese verstieg sich zu der kühnen Behauptung, daß Sorghel noch weit über Mutternahrung ginge. So konnte Maria in Ruhe ihres neuen Pfllegeamts warten.

Es waren friedliche Tage, und dankbar empfand Maria die Wohlthat körperlichen Ausruhens und den sänftigenden Einfluß, den Wald und Hügel, die Saatfelder in ihrer jungen sprossenden Pracht, der weite, den lichtblauen klaren Frühlingshimmel spiegelnde See, diese ganze liebliche Natur, aus der alles Schrofne, Düstere, Harte durch eine weise und gütige Hand ausgemerzt schien, auf Heinrichs Gemüt ausübte. Beinahe schien es, als kämen die alten Zeiten wieder, all die Jahre, wo sie — in Mann und Kindern aufgehend — so wunschlos glücklich war.

Auch sie erholte sich in dieser heiligen Stille, fühlte ihre Kräfte wachsen und ihr Gemüt nach den schweren Winterjorgen neu aufleben. „Heimatsriedel!“ dachte sie manchmal, wenn sie über die grünen Saatfelder schaute, die sich in sanften Wellenlinien gegen den Horizont dehnten, den ein langgestreckter, in bläulichen Tinten gezeichneter Buchenwald abschloß. Und ihr Fuß trat fester auf den Boden der Heimateerde, sie atmete in tiefen Zügen die rauhe, herbe, köstlich reine Luft, die zwischen Nord- und Ostsee weht.

Heinrich war still und freundlich, wie es früher seine Art war, ehe die schwere Krankheit sein Wesen wandelte und die Schrofheit seines Charakters herauskehrte. Der nörgelnde, ewig tadelnde Ton, womit er Maria seit Monaten so unsäglich gequält hatte, war verstummt und vergessen, nur manchmal wechselte jäh seine Stimmung;

ohne jede Veranlassung konnte er von herzlichster Fröhlichkeit zu tiefster Schwermut übergehen, und auch die bohrenden Kopfschmerzen, eine Folge seiner letzten Überarbeitung, wollten immer noch nicht weichen. Maria berichtete darüber an den Arzt, und der schrieb zurück: Geduld und Ruhe! und als beste Medizin ein heiteres Gesicht „unsrer lieben Frau“.

So waren fast vierzehn Tage vergangen.

Sie kamen vom Spaziergang zurück, den Heinrich heute gegen seine Gewohnheit abgekürzt hatte; besorgt fragte Maria, ob er müde sei. Er schüttelte den Kopf; es fiel ihr auf, daß er den Leuten, die ihnen begegneten, nicht wie sonst ihren Gruß freundlich erwiderte, sondern sich wiederholt mißtrauisch nach ihnen umsah. Sie schob ihre Hand unter seinen Arm: Was hast du, Heinrich?

Er wandte den Kopf, ein gequälter Ausdruck stand auf seinem Gesicht. Merkst du nicht, wie sie mich immer alle ansehen? Gewiß wundern sie sich schon, daß ich hier so herumbummle und Urlaub habe, und bin doch gar nicht krank.

Sie kannte das schon, diese törichten Skrupel, dieses Mißtrauen gegen Fremde, ein eigentümlicher Zug seines Charakters, unter dem sie oft gelitten hatte, und sie suchte es ihm auszureden. Aber er ging stumm und verstimmt neben ihr her, nur einmal hörte sie ihn vor sich hin murmeln: Ja ja — nach Venloo . . . Und dann seufzte er schwer. Aber sie wagte ihn nicht zu fragen.

Als sie heimkamen, lag ein umfangreiches Schreiben von Frau Kirchspielvogt auf dem Tisch, und Maria las es ihrem Manne vor und freute sich des originellen Berichts, wie gut und fröhlich die kleine Schar daheim gedeihe. Zum Schluß hatte Hubert noch ein paar Zeilen hinzugefügt. Wie fein es sei, daß sie nun in eine „ordentliche Gelehrtenschule“ gingen, und daß sie auch ganz gut mitkämen. Aber die Butjers von der alten Schule hätten ihn und Toni neulich „doll“ verhauen.

Na, das schadet weiter nichts, meinte Maria erheitert. So lange die Welt steht, werden Seestädter Butjers und Pennäler einander verhauen, und anderswo wirds wohl daselbe sein. Hauptsache, daß sie sich einrichten.

Heinrich hatte kein Wort dazu gesagt. Später, während Maria den Tisch deckte und den Tee bereitete, griff er selbst nach dem Briefe, las ein paar Augenblicke und legte die Bogen mit einem Seufzer beiseite. Sie vermiffen ihren Vater gar nicht einmal und fühlen sich glücklich in der evangelischen Schule. Und ahnen nicht, wie gut ihr Vater es immer mit ihnen gemeint hat! Aber versprich mir wenigstens, sie später nach Venloo zu den Dominikanerpatres zu geben.

Die Tassen in Marias Händen klirrten, beunruhigt trat sie näher. Nach Venloo in Holland? Du willst die Knaben doch nicht im Ausland erziehen lassen? Deutsche Jungen —?

Versprich es mir! beharrte er eigensinnig.

Aber Heinrich?!

Es ist mein letzter Wunsch und Wille, sagte er schwer.

Sie erschrak bis ins Herz hinein und vergaß ihre Mutter Sorgen in der jäh erwachten Angst um den Gatten. Trug er sich mit Todesahnungen? Fühlte er sich wirklich krank, oder war es nur der alte Starrsinn, der sich hinter solch schwere Worte verschanzte?

Sie legte den Arm um seine Schulter.

Rede nicht solche Dinge, Heinz! Bis dahin ist noch lange Zeit, und wills Gott, wirst du die Erziehung unsrer Söhne mit eigener Hand leiten und nicht nötig haben, sie fremden Menschen zu überlassen.

Er sah sie mit einem langen tiefen Blick an und seufzte: Ihr werdet mich ja doch nicht vermiffen, du nicht, und die Kinder erst recht nicht!

Lieber Mann, Heinz, ich bitte dich, wie darfst du so etwas sagen? Du bist krank — sonst würde ich dir solche Worte nie verzeihen.

Und sie sann und grübelte, was sie tun, wie sie ihm helfen sollte, sich selbst wiederzufinden, wieder der alte zu werden.

Schlug der Hausarzt, der ihn erst so kurze Zeit kannte, den rechten Weg ein? Würden gesunde Luft, Ruhe und ein heiteres Gesicht allein es vollbringen? Wäre es nicht vielleicht besser, eine Autorität zu Rate zu ziehen? Einen Psychiater, der den Irrgängen dieser ruhelosen Seele nachzuspüren verstünde?

Und dann erschraf sie vor den eignen Gedanken. Um Gottes willen, ihr Mann war doch nicht geisteskrank? Es war nichts als die alte fixe Idee, dieser sonderbare religiöse Starrsinn, der es nicht zulassen wollte, daß seine Knaben in einer evangelischen Schule aufwüchsen. Der unbeugsame Fanatismus, gegen den sie ein ganzes Jahr lang mit allen Waffen der Mutterliebe gekämpft hatte, bis das todkrante Kind ihr die Waffen aus der Hand nahm und den Starrsinn des Vaters waffenlos besiegte. Sollte die alte Not nun wieder von vorn beginnen?

Ach, wo war ein Freund, der ihr riet und half? Sie dachte an Hans Necklinghaus, der Heinz ja seit den Jugendjahren kannte, ihm immer ein treuer Freund gewesen war, und ihr schien es, als ob seine bloße Gegenwart, seine Heiterkeit, seine Sympathie allein ihr schon Beruhigung und Trost gewähren würde. Ihr selber wohl, aber auch Heinrich? Seit jenem Musikabend hatte sie ihn selten und flüchtig gesehen, aber sie empfand doch mit jenem geheimnisvollen sechsten Sinne unsers Wesens, daß eine leise Entfremdung zwischen ihm und Heinrich getreten war. Wie durfte sie es da wagen, ihn kommen zu lassen? Für ihren Frieden fürchtete sie nicht, ihre Seele war rein und ruhig, in den langen Wochen am Krankenbett ihres Kindes, in der neuen Sorge um den Gatten und der fast mütterlichen Pflege, die sie ihm widmete, hatte sie sich selbst wieder gefunden, und alles andre Begehren, das einmal flüchtig wie ein Windhauch über den klaren Spiegel ihrer Seele hingeglitten, war vergessen. Aber um Heinrichs willen, um sein Mißtrauen nicht zu wecken, seine krankhafte Empfindlichkeit nicht zu reizen, durfte sie nicht daran denken, den Freund herzutreten.

Sie lag stundenlang schlaflos und hielt Umschau nach einer treuen und starken Hand, die hier helfen könnte. Auch Heinrich schlief nicht, sie hörte ihn sich unruhig herumwerfen, manchmal stöhnte er leise, und als sie sich aufrichtete und im blaffen Dämmern der Mitternacht hinüber spähte, sah sie ihn aufrecht im Bett sitzen und den Oberkörper wie in Schmerzen hin und her wegen.

Sogleich war sie auf und an seiner Seite. Fehlt dir etwas, Heinz? Willst du nicht ein zweites Pulver nehmen, damit du schlafen kannst?

Nein, laß, es geht schon vorüber. Aber bleib bei mir, Maria, mir ist so angst. Sind wir allein?

Ganz allein, Liebes Herz. Wer sollte wohl hier sein?

Mir war, als hörte ich ein Rauschen und Flügelwehen, es strich so kalt über mein Gesicht.

Vielleicht eine Fledermaus? suchte Maria ihn zu beruhigen und schauderte vor Furcht und Kälte in ihrem dünnen Nachtgewande. Sie machte Licht, leuchtete das ganze Zimmer ab, fand aber nichts. Dann mischte sie ihm eine beruhigende Limonade und redete ihm zu, daß er ein zweites Schlafpulver nahm. Danach wurde er ruhiger, und bald hörte Maria, die am Bettrande sitzend seine Hand hielt, ihn tief und leise atmen. Sie wartete noch eine Weile, löste sacht ihre Hand aus der seinen und schlich, halberstarrt in der Kühle des ungeheizten Zimmers, in ihr Bett zurück.

Mit weit offenen Augen lag sie und hörte in der von keinem äußerlichen Laut unterbrochnen Totenstille der schlafenden Frühlingnacht auf das Kreisen und Singen des Blutes in ihren Ohren. Und erschöpfte ihr Hirn in fruchtlosem Grübeln, bis ihr endlich, wie eine Erlösung, der Gedanke an den alten Militärpfarrer, den Freund ihrer Eltern kam, dem wollte sie schreiben, ihn bitten, sie einmal zu be-

suchen. Der hatte ihr neulich so guten Trost gegeben, vielleicht konnte er auch jetzt helfen. Treu und verschwiegen war er, ein feiner Seelenkenner — und auch wohl ein Seelenarzt, der im Wandel langer Jahre in so manche Herzenstiefen mit klugen und milden Augen hineingeschaut und verborgne Herzensnot zu lindern wußte.

Sie löschte das Licht — ein Fünkchen glühte noch lange, und ein schwacher Duft ging von dem verglimmenden aus, fast wie ein Weihnachtslichtlein am Christbaum. In einer unwillkürlichen Ideenverbindung fiel Maria der letzte heilige Abend ein, der wie eine Insel des Friedens aus dem dunkeln Meer dieser freud- und friedlosen Wintermonate ragte, und flüchtig, wie ein vorbei huschender Schatten, glitt eine verlorne Strophe, die sie irgendwann und wo gelesen, ihr durch den Sinn:

Es sieht der Mensch, er sei auch wer er mag,
Ein letztes Glück — und einen letzten Tag.

Sie fror bis ins Mark hinein, kam sie aus Not und Sorgen gar nicht mehr heraus, war das damals ihr letzter glücklicher Tag gewesen? Noch einmal lauschte sie hinüber und hörte kaum die leisen Atemzüge, so laut sang immer noch das aufgeregte Blut in ihren Adern. Morgen früh schreibe ich an den Propst, dachte sie, drückte todmüde ihren Kopf in die Kissen und fiel, lange nach Mitternacht, ein wenig beruhigt durch ihren letzten Entschluß, in den bleischweren Schlaf tiefster seelischer Erschöpfung.

Wie lange, wußte sie nicht, da weckte sie ein Laut, ein Ruf.

Maria!

Schlaftrunken fuhr sie auf, noch graute kaum der Tag, fahles Dämmern erfüllte das Zimmer.

Wach auf, Maria, ich hab mit dir zu reden!

Im Augenblick war sie ganz wach und flog mit beiden Füßen aus dem Bett.

Und hörte den Ton und sah den Blick, der auf sie zu warten schien — und beides war so anders, so vertraut wie einst in glücklichen Zeiten, und doch so fremd und weh und feierlich wie Abschiednehmen. Wie eine Warnung vor etwas Schrecklichem. Ein Finger, der sich hochreckt, als wollte er sagen: Hüte dich!

Zieh die Vorhänge auf! hat er.

Sie tat es und sah fern im Nordosten über dem schlummernden Walde zartrosenrote und goldne Streifen am blassen Himmel aufglühn — und wandte sich wieder ins Zimmer und sah ihren Gatten an — und wußte wie in plötzlichem Hellsehen, daß jetzt die schwerste Stunde ihres Lebens käme.

Sie kauerte auf seinem Bettrande und legte den Arm um ihn, und er redete zu ihr und bekannte in abgebrochenen stammelnden Lauten das furchtbare Geheimnis, das ihn seit Jahren die Kraft zum Leben zerstört hatte.

Er stammte aus einem Geschlechte, in dem seit Generationen der Wahnsinn erblich war. Zwei, drei Glieder übersprang das grauenvolle Geschick in unerklärlicher Laune, und dann kam es wieder, schleichend, tückisch, wie ein aus der Dunkelheit hervorbrechendes Raubtier.

Er hatte es ihren Eltern verschwiegen, weil seit einem Menschenalter kein solcher Fall mehr vorgekommen war, der Schwachsinn einer fast neunzigjährigen Urahnin zählte ja nicht mit. Und später, im Frieden und Glück seiner Ehe hatte er geglaubt, das natürlichste Heilmittel gegen das alte Erbübel zu besitzen. Und war im Verlaufe der Jahre ruhig und sicher geworden und hatte es zuletzt fast vergessen, bis es dann doch gekommen war. Seine schwere Krankheit damals war nur der Anfang gewesen, seitdem ahnte er, daß das Verhängnis auch über ihn hereinbrechen würde. Und schleppte die fürchterliche Last schweigend mit sich herum und fühlte, wie sie Tag um Tag unerträglicher wurde, wie Stunde um Stunde das gräßliche Gespenst näher heranschlich.

Und nun war es da.

Vorhin das Wehen und Flügelschlagen war nur das letzte Warnungssignal gewesen. Damit hatte es bei den andern seines Geschlechts auch angefangen, hundertmal in seinen Kinderjahren hatte er die uralte vom Tode vergessene Greisin in verworrenen Reden davon erzählen hören.

Wenn Maria hätte sagen sollen, wie lange diese Stunde dauerte, oder was alles zwischen ihnen geredet wurde, da sie eng aneinander geschmiegt saßen und mit weit offenen Augen und meilenfernen Gedanken zusahen, wie sich der Horizont intensiver färbte, und wie zwischen den feurigen Streifen ein großes glühendes Auge emporstieg und auf einer Wolkenbank thronte und sich mit schimmernden Strahlen umkleidete, bis sich das arme geblendete Menschenauge zitternd und tränen schwer vor dem Glanze der Gewaltigen schloß, sie hätte es nie zu sagen gewußt. Jahre ihres Lebens, eine Ewigkeit drängte sich hier zusammen. Unermessene Weiten, die sie von ihrem frühern Leben, ihrem alten Selbst schieden.

Sie hörte ihn wie aus weiter Ferne über Vermögenslage und Kindererziehung sprechen und fragte sich voll zweifelnden Entsetzens: Bin ich irrsinnig, oder ist es, der da so klar und besonnen redete und ihre und der Kinder Zukunft vor ihren Blicken ausbreitete mit der umsichtigen tapfern Ruhe eines Mannes, der weiß, daß das Ende unabänderlich ist?

Und als die Sonne höher stieg, wenige Stunden später, kannte er sein junges Weib nicht mehr. Mit Füßen und Fäusten stieß er nach ihr und schleifte die Heißgeliebte an ihren Haaren durchs Zimmer. Dann wieder kauerte er in einer Ecke, schlug sich um Barmherzigkeit jammernd vor die Brust und fiel nach stundenlangem fürchterlichem Paroxysmus wie tot zur Erde.

Am Abend dieses sonnigen Frühlingstages wurde Heinrich Sebalbus in die Irrenanstalt übergeführt.

Das Urteil der Ärzte lautete: Religiöser Wahnsinn — aller Wahrscheinlichkeit nach unheilbar.

Maria war die Witwe eines Lebendig-Toten.

Es bleibt nicht mehr viel zu sagen.

Das Angeheure warf sie nicht zu Boden, die Sorge um die Kinder, die große heilige Mutterliebe hielt sie aufrecht.

Das erste wilde Entsetzen löste sich in heißes Erbarmen. Unsägliches hatte er gelitten, und all seine Härte war nur krankhaftes Irren seiner armen Seele gewesen. Und aus dem trostlosen Chaos sammelten die Hände seines Weibes die Scherben zerbrochnen Glücks und wuschen sie mit Tränen rein von den Spuren seiner Irrungen und fügten sie zusammen zu einem heiligen Erinnerungsbilde für die Kinder.

Doch das war erst viel, viel später.

An die erschütterte, fassungslose, niedergebrochne Frau traten die Forderungen des Lebens heran. Heinrichs alter Vater hatte die weite umständliche Reise von seinem abseits von allem Verkehr gelegnen Heidehof nicht gescheut und kam persönlich, um der Schwiegertochter mit kurzen Worten, wie einen Befehl fast, seine Wünsche vorzutragen: sie solle mit den Kindern zu ihm ziehn.

Sein Jüngster, der Anerbe des großen, von Urbätern ererbten Hofes, war vor Jahren, wenig Tage vor seiner Hochzeit beim Baden im Moorloch ertrunken. Das furchtbare Geschick des Ältesten und Letzten warf den alten Mann wie ein Wetterschlag zu Boden und riß den zähen knorrigen Bauer alten Schlages dann doch wieder empor und trieb ihn, den weltfremden, der seinen eichenumrauschten einsamen Kamp seit Jahrzehnten nicht mehr verlassen hatte, in die große norddeutsche Stadt, zu der seinen, fremden Frau, die er kaum kannte, zu den Enkeln, die er nie gesehen hatte, die sein grobes westfälisches Platt nicht einmal verstanden.

Die Entscheidung war schwer.

Es lockte Maria wohl, sie hätte sich gar nicht weltfern genug vertriehen, sich und ihr Leid in die tiefste Heideensamkeit flüchten mögen. Aber die Unmöglichkeit, ihren Kindern dort in der Heide, fern von allen Bildungsmitteln, die Erziehung zu geben, die sie mit so unsäglich schweren Opfern erkauft, die Heinrich in seiner letzten klaren Stunde selbst noch gut geheissen hatte, gab endlich den Ausschlag. Zudem, sie war doch in der Nähe ihres Kranken; sie konnte ihn doch wenigstens sehen, sich von seinem leiblichen Wohlbefinden überzeugen, wenngleich er fast nie zu ihr redete, sie kaum noch erkannte.

So blieb Maria mit ihren Kindern in der wieder gewonnenen Heimat und verlebte nur jedes Jahr die Sommerwochen auf dem bäuerlichen alten Familiensitz, dem in ihrem Zweiten, dem stämmigen, kleinen Toni, wie sie glaubte und hoffte, der künftige Anerbe erwuchs.

Zwei Jahre gingen ins Land, da trat Hans Necklinghaus, der in all dieser Zeit Marias treuester Freund und Berater gewesen, mit einer schwerwiegenden Frage vor sie hin.

Wollen Sie mein Weib werden, Maria? Sie wissen, daß ich Ihren Kindern ein treuer, liebevoller Vater sein werde.

So einfach und in den Augen vieler so selbstverständlich die Frage war, so tief erschrocken stand Maria vor ihm.

Ich bitte Sie um Gottes willen, Hans, wie dürfte ich? Mein armer Mann lebt ja noch, ich bin nicht frei, sagte sie in fassungsloser Bestürzung.

Sie wissen, Maria, daß unheilbarer Irrsinn die Ehe löst.

Nicht die katholische!

Doch, Maria, auch diese, sagte er sehr sanft, doch fest entschlossen, seinen Willen um jeden Preis durchzusetzen. Sie, die ja groß und frei denken, werden sich doch nicht unter ein längst abgetanes Vorurteil beugen? Das bürgerliche Gesetz löst und bindet, was bedarf es mehr?

Mich löst nur das Gesetz unsrer heiligen Kirche, und selbst das nicht einmal, fügte sie in erschütternder Traurigkeit hinzu.

Vergebens sein Bitten, Zureden und Drängen, vergebens seine zündende Beredsamkeit, seine überzeugende Logik. Maria stand auf dem Boden ihrer Heimat und stand fest auf dem Boden ihrer Kirche, in der sie geboren und erzogen war.

Fünf Monate später erlöste ein sanfter Tod Heinrich Sebalbus von allen finstern Qualen, die sein kranker Geist durchlitten hatte. Maria war nun wirklich frei, und was sie im voraus wußte, geschah. Kaum ging das Trauerjahr zu Ende, kam Hans Necklinghaus zum zweitenmal.

Hab ich noch nicht lange genug um Sie gedient, Maria? Jetzt sind Sie frei, und wir beide haben nicht viel Zeit zu versäumen. Heißen Liebeswerbens bedarf es zwischen uns nicht, Sie wissen, was Sie mir sind und waren. Seit ich Ihnen das Lied sang, hat mich die Sehnsucht bei den Händen gehalten und nicht mehr losgelassen.

Maria senkte die Stirn. Daran, gerade daran hätten Sie mich nicht erinnern sollen, Hans! sagte sie leise. Ihnen will ichs sagen, was noch nie über meine Lippen gekommen ist: viel Schuld gegen den Toten hab ich auf meine Seele geladen und muß nun ein Leben lang daran schleppen. Ein Teil davon reut mich nicht, denn heilige Mutterpflicht gebot mir, um das Recht meiner Kinder gegen den zu streiten, der doch mein Herr war, und dem ich Gehorsam gelobt hatte. Vielleicht war ich so mitschuldig an dem Gräßlichen, das über ihn hereindrach . . .

Er unterbrach sie mit Heftigkeit: Nein, Maria, was kommen sollte, wäre doch gekommen! Der Keim steckte in ihm, seit seiner schweren Krankheit hing das Damoklesschwert über seinem Haupte.

Und ich durchschnitt den Faden! Durch meine Schuld brach es vielleicht früher und fürchterlicher herein. Doch das will ich tragen, ich müßte heute noch dasselbe tun, was ich damals tat: meinen Kindern ihr Recht erkämpfen.

Aber das andre . . . ihre Stimme wurde leise wie ein Hauch. Es gab eine Zeit, wo meine Gedanken von ihm ab und zu einem andern hin irrten. Wie lange es gedauert, ob Stunden, Tage, weiß ich kaum. Und das war meine Schuld, Hans! Eine Schuld, die ich mir nie verzeihe. Denn er wußte darum. Er hat darunter gelitten. Und deshalb . . . sie streckte beide Hände nach ihm aus, sie sah ihn an mit Augen, die bis in seine erschauernde Seele drangen, die ihm für einer Sekunde Dauer alle Seligkeit der Erde schenkten und sich dann schlossen wie in unerträglichem Schmerz. Noch einmal ließ sie an ihrer Seele vorübergehn, was sie hingab — ein Glück, nicht auszudenken — an seiner Seite, Hand in Hand und Seele in Seele mit ihm, der sie kannte, sie verstand bis in die heiligsten Tiefen — Ein Weilchen blieb es totenstill im Zimmer, dann kamen ihre letzten Worte:

Lassen Sie uns Freunde bleiben, Hans, um meiner Kinder willen bitte ich Sie, wenden Sie sich nicht zürnend von uns, bleiben Sie, was Sie uns immer waren: unser treuester Freund!

Er drückte ihre Hand, daß der goldne Witwenring ihr tief ins Fleisch schnitt, stand auf und ging.

In den nächsten Tagen kam ein Briefchen, daß er einen zweimonatigen Urlaub nachgesucht und erhalten hätte.

Lange, lange hörte Maria nichts von ihm. Aus den zwei Monaten waren vier geworden, und während der ersten Saisonkonzerte des Orchestervereins hatte ein Kollege den abwesenden Dirigenten vertreten, Maria glaubte, er würde nie wieder kommen. Sie litt schwer unter dem Gedanken, denn ihr und den Kindern fehlte der Freund auf Schritt und Tritt.

Aber im Spätherbst, zu des kleinen Hans viertem Geburtstage kam eine Karte und meldete, daß sein Pate in acht Tagen heimkäme. Und war unterschrieben: der alte Onkel Hans.

Da wußte Maria, daß ers überwunden hatte, und daß nun Friede geworden zwischen ihr und dem Freunde.

Sie hatte überwunden und stand jetzt fest und sicher auf der Heimerde und mühte sich redlichen Herzens, ihre Kinder zu Menschen zu erziehen, die nicht ängstlich und engherzig die großen christlichen Konfessionen in Freund und Feind schieden, sondern frei und stolz als Kinder eines Herrgotts und einer Heimat mitten unter ihren Landsleuten standen.

Der alte Pfarrer hatte Recht behalten mit seinem Trostwort in schwerer Zeit.

Maria fühlte es tief und heilig, wie wir die großen Wohltaten unsers Lebens fühlen: es war und blieb doch die Heimat!

Aber sie ist schwer zu erobern, sie bleibt sich selbst und ihrer kühlen, herben, langsam denkenden, sich schwer entschließenden Art getreu. Nicht den ersten besten Fremdling nimmt sie vorschnell mit offenen Armen auf. Werben mußt du um sie, dir die Heimat verdienen! Erst dann, wenn du ein Menschenleben lang hier gearbeitet, wenn deine Eltern hier begraben, wenn deine Kinder hier geboren sind, darfst du hier wurzeln, deine Zweige ausbreiten, eine neue heimatberechtigte Generation aus deinem Geschlecht aufwachsen sehen. Erst wenn du um sie gelitten, hast du dir Heimatrecht erworben! Erst wenn du gekämpft, wirst du den süßen Heimatfrieden finden, bist du in Schmerz und Tränen deiner Heimat Kind geworden!

